



## **Romantisches**

**Walzel, Oskar**

**Bonn, 1934**

Rede, nicht Schreibe

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Versammlung, von der Macht der Rede überwältigt, mit einem einzigen Ohre horcht, wie jeder empfindet, daß er nur Glied eines größern Menschen ist, der angeredet wird. In solchen Momenten möge Schiller sich selbst und außer sich etwas Göttliches in seiner Brust empfinden haben.

Gilt dies aber nicht nur von dem freisprechenden, nicht von dem ablesenden Redner? Wirklich bittet Müller seine Zuhörer (S. 62 f.), für den Augenblick „uns lesende, schreibende Redner“ zu vergessen. „Denken Sie sich einen lebendigen, improvisierenden Redner, der nicht die eigentliche Rede schon zum voraus an das Papier gehalten hat, ... sondern der menschliche Gesichtszüge vor sich haben muß, den zum Reden antreibt, was den wahren Helden zum Siegen, nämlich die Fähigkeit der Antwort, die Unüberwindlichkeit, die Freiheit, das Heldentum seines Gegners ...“ Überraschend stark vermag Müller sich in das Verhalten eines freisprechenden Redners einzufühlen, Müller, der doch augenscheinlich seine Reden nur vorlas. Hier kommt, was er unter dem Gesprächartigen der Rede versteht, am besten heraus: Der Hörer ist nicht stumm, er greift unaufhörlich ein und hilft fragen, regiert den gewaltigsten Redner mit leisen Bewegungen des Blickes oder der Augenbrauen, mit leisem Zucken der Muskeln, mit unmerklichem Lächeln, mit Rührungen, die kaum den Kristall der Augen anhauchen, mit Atemzügen, mit Pulschlägen, mit allen den leichten Gebärden, die von dem gewöhnlichen Tumult des Lebens übertäubt werden.

Noch in der sechsten Rede (S. 130 f.) kommt Müller auf den Gegenstand zurück. Er wirft der neuern Rhetorik vor, sie verrücke den ganzen Standpunkt für die Lehre der Beredsamkeit, indem sie das eigentliche Wesen in das Konzept setzt. Die Rede könne nicht eher vorhanden sein als der ganze Akkord von Menschen und Umständen, in den sie eingreifen soll. Im englischen Parlament schreibe nur der Anfänger seine Rede auf. „Wer eine wahrhafte Rede niederschreiben will, vermag es nur, indem er alle äußern Verhältnisse durch eine poetische Fiktion hinzusetzt, die Rede selbst aber vielmehr durch die Feder ausspricht, als schreibt.“ Müller selbst mag es so gemacht haben. Freilich bezieht sich die ganze sechste Vorlesung nur auf politische Beredsamkeit.

Eine Schreibe ist keine Rede. Wer sich gewöhnt hat, frei zu sprechen, hat zumeist auch genug Stilgefühl gewonnen, um schriftliche Aufzeichnung in unzweideutiger Redeform als schwererträglich zu empfinden. Er verspürt einen bedrückenden Zwang, wenn er so schreiben soll, wie er zu vielen zu sprechen gewohnt ist. (Das mag nicht verhindern, daß er,

auch wenn er schreibt, das oder jenes sich gestattet, das nur auf Lautsprechen und Hören, nicht auf stilles Lesen rechnet. Vielgeübte Gewohnheit, frei zu sprechen, schafft in schriftlicher Aufzeichnung leicht Hindernisse für das Verständnis. Der Schreibende hört dann immer, was er aufzeichnet, und rechnet auf die akustischen Hilfen, die der Sprecher seinem Wortlaut geben kann, selbst wenn er das grundsätzlich meiden möchte.)

Doch Adam Müller kann wirklich so schreiben, daß die hörbare Wiedergabe seiner Aufzeichnungen wie lebendige Rede wirkt. Selbst Carl Schmitt, sicherlich nicht ein voreingenommener Bewunderer Müllers, gesteht ihm das zu. Er nennt (Politische Romantik, 2. Aufl. München und Leipzig 1925 S. 182) das Rednerische die „*faculté maitresse*“ Müllers. „In seinen musterhaften Perioden sind Beispiele eines *bel canto* der Rede, wie sie in deutscher Prosa kaum vorkommen.“ Schmitt gibt indes zu, daß der Tonfall dieser sorgfältig vorbereiteten Vorlesungen auf die Dauer etwas gleichförmig sei. Er spricht von unerhöhrlicher Feierlichkeit und pedantischer Eleganz.

Darf, was oben zu beobachten war, die Neigung, den Zuhörerinnen nach Kräften entgegenzukommen, noch als pedantische Eleganz gelten? Feierlich gibt sich Müller an solchen Stellen gewiß nicht. Doch ein zeitgenössischer überscharfer Beurteiler verwerft 1810 gleichfalls den Ausdruck „pedantische Eleganz“. Schmitt führt (S. 54 Anm. 1) die Stelle aus Rehbergs „*Sämtlichen Schriften*“ (4, 245) an. Sie macht Müller zum Hörigen seiner vornehmen Zuhörer. „Der überlegte klare Vortrag des verständigen Mannes reicht nicht zu, und muß Seiltänzerkünsten Platz machen.“ „Der Redner steckt in einer Schnürbrust, dergleichen weder Demosthenes, Fox, Burke, noch auch Bossuet getragen haben, soviel Rücksicht auch diese insgesamt auf die Personen nehmen mußten, vor denen sie standen.“

Ob es noch „pedantische Eleganz“ heißen kann, wenn (zunächst im dritten Abschnitt der Vorlesungen über das Schöne) Müller sein liebes Gleichnis vom Tanze bringt? Wenn er das „*Athenäum*“ oder Novalis' Fragmente liest, ist ihm „als flögen Chapeaux und Dame plötzlich befreit auseinander, die Dame schwebte wie im Tanze von einem Chapeau zum andern; der Begriff flöge durch den ganzen Zirkel der Worte, das Wort durch den ganzen Zirkel der Begriffe, sowohl Wort als Begriff, sowohl Dame als Chapeau hätten ganz die ursprüngliche Gespannschaft und Genossenschaft, scheint es, vergessen“. (Müller schreibt immer „Chapeaux“ statt „Chapeau“.) Die weite Entfernung zwischen den Dingen, die hier miteinander ver-